

Die Bedeutung wechselseitiger Anerkennung für intergenerationale Transmissionsprozesse

Leu, Hans Rudolf

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Leu, H. R. (1997). Die Bedeutung wechselseitiger Anerkennung für intergenerationale Transmissionsprozesse. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften ; Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Oktober 1996 in Dresden ; Band 2: Sektionen, Arbeitsgruppen, Foren, Fedor-Stepun-Tagung* (S. 97-101). Opladen: Westdt. Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-139422>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Dr. Matthias Grundmann, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Lentzeallee 94, D-14195 Berlin, E-Mail: Grundmann@mpib-berlin.mpg.de

2. Die Bedeutung wechselseitiger Anerkennung für intergenerationale Transmissionsprozesse

Hans Rudolf Leu

Die Vermittlung grundlegender Handlungsdispositionen und Orientierungsmuster gilt als eine Kernaufgabe familialer Sozialisation. In einer pluralen und von Individualisierungsprozessen geprägten Gesellschaft geht es dabei weniger um die Übertragung eindeutig festgelegter Normen und Werte als um die Vermittlung von Voraussetzungen selbständigen Handelns und um die Bereitschaft und Fähigkeit zu »freiwilliger Selbstbindung aus Einsicht« (Nunner-Winkler 1992). Mit diesem Ausdruck wird das autonome, aus eigener Überzeugung handelnde Subjekt hervorgehoben und zugleich auf die gesellschaftliche Dimension und Verbindlichkeit solcher handlungsleitender Überzeugungen hingewiesen. Ein zentraler Gegenstand der Sozialisationsforschung wird damit die Frage, wie dieses Verhältnis von Autonomie und Verbundenheit in alltäglichen Interaktionen realisiert wird.

Für eine begriffliche Fassung einer solchen Sicht von Sozialisation stütze ich mich auf Honneths Konzept der wechselseitigen Anerkennung. In der Tradition des Symbolischen Interaktionismus geht er davon aus, daß eine solche wechselseitige Anerkennung nicht nur eine entscheidende Voraussetzung gesellschaftlichen Lebens, sondern auch eine wesentliche Quelle der eigenen Identitätserfahrung ist. Dabei werden drei »Interaktionssphären« unterschieden, in denen eine solche Form der sozialen Integration durch Anerkennung stattfindet, je nachdem, ob ihre Grundlage emotionale Zuwendung, die Zuerkennung gleicher Rechte oder eine gemeinsame Orientierung an bestimmten Werten ist (Honneth 1992: 151f.). Durch die Realisierung von Anerkennung in diesen unterschiedlichen Dimensionen werden jeweils auch unterschiedlichen Qualitäten der Selbstbeziehung gefördert: Selbstvertrauen, Selbstachtung und Selbstwertgefühl. Im folgenden geht es darum, anhand vorliegender Literatur etwas zu veranschaulichen, wie Anerkennung in diesen drei Dimensionen in familialen Interaktionen zum Ausdruck kommt und inwiefern sie für intergenerationale Transmissionsprozesse wichtig ist.

1. Selbstvertrauen durch Anerkennung als emotionale Zuwendung

Die erste für Kinder erfahrbare Form der Anerkennung ist die emotionale Zuwendung. Dazu gehört wesentlich die Erfahrung, mit der eigenen Körperlichkeit und Bedürftigkeit akzeptiert und geliebt zu sein, ohne von der anerkennenden Person vereinnahmt zu werden. Diese Erfahrung ist grundlegend für eine gelungene Balance zwischen Symbiose und Selbstbehauptung (vgl. Honneth 1992: 153f.). Wichtige Indikatoren für diese Anerkennungsform im elterlichen Verhalten sind *Feinfühligkeit, Empathie und Verlässlichkeit*. Die

Erfahrung, sich auf die Zuwendungsbereitschaft der geliebten Person verlassen zu können, fördert das Selbstvertrauen des Kindes. Die daraus resultierende Bindungssicherheit ist eine wichtige Voraussetzung sowohl für Alleinseinkönnen als auch für Explorations- und Neugierverhalten (vgl. Schneewind 1994: 205). Hopf u.a. (1995) berichten darüber hinaus deutliche Zusammenhänge zwischen solchen frühen Beziehungserfahrungen und politisch *rechtsextremen Orientierungen und Gewaltbereitschaft*. Jugendliche mit positiven Bindungserfahrungen sind in der Lage, über ihre Beziehungen v.a. zu den Eltern kohärent und sachlich zu berichten und können akzeptieren, daß sie andere brauchen und auch von anderen gebraucht werden. Keiner der befragten Jugendlichen mit dieser Art von Bindungserfahrung zeigte rechtsextreme Orientierungen. Alle rechtsextrem orientierten Befragten hatten unsichere »Bindungsrepräsentationen«.

Mit Blick auf die intergenerationale Transmission zeigen diese Ergebnisse, daß emotionale Anerkennung nicht nur eine wichtige Grundlage für Selbstvertrauen ist, sondern auch dazu beiträgt, die eigene Bindungsbiographie reflektieren zu können. Außerdem wird auch eine Offenheit für andere gefördert. Das alles sind wichtige Voraussetzungen für zugleich eigenständiges und soziales Verhalten.

2. Selbstachtung durch Anerkennung als kognitive Achtung

Anerkennung im Sinne kognitiver Achtung ist etwas ganz anderes als Anerkennung im Sinne emotionaler Zuwendung. Gemeinsam ist beiden aber die *Logik der reziproken Anerkennung*. Ähnlich wie wir auf diese Logik angewiesen sind, um zu einem Verständnis von uns als liebenswürdige Menschen zu kommen, können wir »zu einem Verständnis unserer selbst als eines Trägers von Rechten nur dann gelangen ..., wenn wir umgekehrt ein Wissen darüber besitzen, welche normativen Verpflichtungen wir dem jeweils anderen gegenüber einzuhalten haben: erst aus der normativen Perspektive eines »generalisierten Anderen«, der uns die anderen Mitglieder des Gemeinwesens bereits als Träger von Rechten anzuerkennen lehrt, können wir uns selber auch als Rechtsperson in dem Sinne verstehen, daß wir uns der sozialen Erfüllung bestimmter unserer Ansprüche sicher sein dürfen« (Honneth 1992: 174). Sich so wechselseitig als Rechtsperson anerkennen setzt zugleich voraus, daß man sich wechselseitig auch die Fähigkeit unterstellt, »in individueller Autonomie über moralische Fragen vernünftig zu entscheiden« (a.a.O.: 184). Damit verbunden ist Respekt vor dem Gegenüber als einer Person aus eigenem Recht und mit eigener Urteilsfähigkeit.

Eine solche Gleichberechtigung der Partner paßt strenggenommen nicht zum Verhältnis von Eltern und Kindern. Andererseits ist die familiäre Sozialisation für die Entwicklung der Bereitschaft und Fähigkeit, die Ansprüche anderer auf Gleichberechtigung anzuerkennen, zweifellos von Bedeutung. Neben der Verlässlichkeit und Sensibilität der Eltern scheint hier die Differenzierung von Themen und Handlungsbereichen von großer Bedeutung zu sein. Das betrifft neben dem Zugeständnis eines persönlichen Handlungsbereichs, in dem Heranwachsende selbständig entscheiden dürfen (vgl. Nucci/Lee 1993), auch die Differenzierung von Alltagsfragen in *persönliche* Angelegenheiten und *konventionelle* oder *moralische* Themen (Nucci/Weber 1995: 1438). Wie Smetana (1995) berichtet, gibt es beim Umgang mit solchen Bereichsspezifitäten elterlicher Autorität bzw. jugendlicher Autonomie

deutliche *Unterschiede nach dem Erziehungsstil* der Eltern. »*Permissive*« Eltern lassen den Kindern mehr Freiheit, machen aber auch keine klare Unterscheidung zwischen persönlichen Angelegenheiten und Fragen der Konvention und achten auch wenig auf die Besonderheit moralischer Fragen. Das gilt auch für »*autoritäre*« Eltern, die den Kindern generell nur wenig eigene Entscheidungsbefugnis zugestehen und zudem Fragen der Konvention oft moralisieren. Nur »*autoritative*« Eltern trennen klar zwischen persönlichen Angelegenheiten und konventionellen und moralischen Problemen und halten den Bereich individuell zu entscheidender Fragen eher begrenzt. Dabei machen sie in ihren Argumentationen die unterschiedlichen Ebenen von Konvention, Psychologie, Klugheit und Moral deutlich, die mit bestimmten Problemen verbunden sind. Man kann annehmen, daß sie dadurch das Verständnis der Heranwachsenden für die Möglichkeiten und Grenzen individueller Entscheidungen wesentlich stärken.

Der zentrale Beitrag dieser Anerkennungsform für die Fähigkeit, Autonomie mit Verbundenheit zu verknüpfen, liegt in der daraus resultierenden Selbstachtung, dem Bewußtsein, eigene Rechte zu haben, andererseits aber auch verpflichtet zu sein, die Rechte anderer zu respektieren. Dazu kommt eine differenzierte Einsicht in das Verhältnis von eigenen und fremden Rechten und das Einüben von Argumentationen, in denen Rahmenbedingungen und Voraussetzungen des Geltens von Normen beachtet werden.

3. Selbstwertgefühl durch Anerkennung als soziale Wertschätzung

Für selbständiges Handeln ist die Entwicklung eigener Wertvorstellungen zentral, da das Individuum ohne sie nicht in der Lage ist, eigenständige Entscheidungen zu treffen. Wir stoßen damit auf die schwierige Frage, wie »eigene« von »nicht-eigenen« Wertvorstellungen unterschieden werden können. Das Konzept »freiwillige Selbstbindung aus Einsicht« deutet eine Richtung an, um dieses Problem ein Stück weit zu klären: Die Frage nach den Geltungsgründen von Normen und Werten erhält hier (im Unterschied zu Konditionierung, Über-Ich-Bildung oder Triebüberformung) einen systematischen Stellenwert (vgl. Nunner-Winkler 1992). Besondere Bedeutung gewinnt damit die Möglichkeit und Fähigkeit zur Reflexion der Rahmenbedingungen und Begrenzungen des eigenen Handelns (vgl. Leu 1996). Wie bereits angesprochen, sind dafür sowohl die Anerkennung als emotionale Zuwendung als auch als kognitive Achtung von Bedeutung.

Um aus solchen Orientierungen und Wertvorstellungen aber auch ein Selbstwertgefühl zu gewinnen, sind die Individuen auf eine »*soziale Wertschätzung*« angewiesen, »die es ihnen erlaubt, sich auf ihre konkreten Eigenschaften und Fähigkeiten positiv zu beziehen« (Honneth 1992: 196). Das setzt die Erfahrung voraus, daß sie in der Lage sind, Leistungen zu erbringen, die von anderen, für sie wichtigen Bezugspersonen als »wertvoll« anerkannt werden. Je nach familialem Kontext stehen dabei verschiedene Wertvorstellungen im Vordergrund. So ist nach der Studie von du Bois-Reymond u.a. (1994) bei »modernen« Kindern v.a. die elterliche Anerkennung für schulische Leistungen und für die Realisierung eines breiten Spektrums von Freizeitaktivitäten wichtig, während für Eltern »traditioneller« Kinder die Mithilfe im Haushalt im Mittelpunkt steht. Solche Unterschiede dürften sich

auch im Selbstbild und in der Selbstwertschätzung der Heranwachsenden niederschlagen. Dabei sind allerdings neben den Eltern auch außerfamiliale Bezugsgruppen wichtig.

Diese Überlegungen machen deutlich, daß in unserer pluralen Gesellschaft eine freiwillige Selbstbindung an eigene Wertvorstellungen zwar sehr wichtig ist, daß solche Überzeugungen und Orientierungen aber erst dann zur Förderung des Selbstwertgefühls beitragen, wenn sie mit anderen geteilt und gemeinsam praktiziert werden. Werte sind in diesem Sinne nicht einfach eine Privatsache, obwohl sie angesichts der erodierten Traditionen und der individualisierten und vielfältigen Lebensbedingungen stärker als früher individuell angeeignet, vertreten und begründet werden müssen. Dabei bekommt die Frage, wer von wem wofür anerkannt und damit in Teilen seiner Identität gestützt wird, eine zentrale Bedeutung. Unter diesem Aspekt sind auch *geschlechtsspezifische* Sozialisationsprozesse zu untersuchen. Klar ist, daß mit zunehmendem Alter der Kinder außerfamiliale Bezugspersonen und -gruppen in diesem Prozeß wachsende Bedeutung gewinnen.

Diese Darstellung der Bedeutung von Anerkennungsformen spricht dafür, bei Analysen intergenerationaler Transmissionsprozesse stärker als bisher die wechselseitigen Beziehungen von Eltern und Kinder in den Mittelpunkt zu rücken. Zudem gibt es Argumente, solche Beziehungen als vom sozioökonomischen Status relativ unabhängige Größe zu betrachten. So argumentiert z.B. Coleman (1995) mit seinem Konzept des »sozialen Kapitals«. Dabei kann die Betonung wechselseitiger Anerkennungsprozesse auch als Ausgangspunkt für einen Versuch verstanden werden, den »konservativen Bias« des Colemanschen Konzepts zu korrigieren (vgl. Leu 1997). In einem solchen Rahmen wird auch das Individuum als eigenaktives Subjekt ernstgenommen und die Genese von Grundqualifikationen für Selbständigkeit aufgezeigt.

Literatur

- du Bois-Reymond, Manuela, Büchner, Peter, Krüger, Heinz-Hermann, Ecarius, Jutta., Fuhs, Burkhard 1994, Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich. Opladen.
- Coleman, James S. 1995, Families and Schools. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 15: 362-374.
- Honneth, Axel 1992, Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a.M.
- Hopf, Christel, Rieker, Peter, Sanden-Marcus, Martina, Schmidt, Christine 1995, Familie und Rechtsextremismus. Familiäre Sozialisation und rechtsextreme Orientierungen junger Männer. Weinheim, München.
- Leu, Hans Rudolf 1996, Selbständige Kinder – Ein schwieriges Thema für die Sozialisationsforschung. In: Honig, Michael, Leu, Hans Rudolf, Nissen, Ursula (Hg.), Kinder und Kindheit. Soziokulturelle Muster – sozialisationstheoretische Perspektiven. Weinheim und München: 174-198.
- Leu, Hans Rudolf 1997, Anerkennungsmuster als soziales Kapital von Familien. In: Diskurs 7, Heft 1, (in Vorber.).
- Nucci, Larry/Weber, Elsa K. 1995, Social Interaction in the Home and the Development of Young Children's Conceptions of the Personal. In: Child Development 66: 1438-1452.
- Nucci, Larry/Lee, John 1993, Moral und personale Autonomie. In: Edelstein, Wolfgang, Nunner-Winkler, Gertrud, Noam, Gil (Hg.), Moral und Person. Frankfurt am Main: 69-103.
- Nunner-Winkler, Gertrud 1992, Zur moralischen Sozialisation. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 44: 252-272.

- Schneewind, Klaus A. 1994, Persönlichkeitsentwicklung im Kontext von Erziehung und Sozialisation. In: ders. (Hg.), Psychologie der Erziehung und Sozialisation. Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich D, Serie I, Band 1. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: 197-225.
- Smetana, Judith G. 1995, Parenting Styles and Conceptions of Parental Authority During Adolescence. In: Child Development 66: 299-316.

Dr. Hans Rudolf Leu, Deutsches Jugendinstitut, Nockherstr. 2, D-81541 München

3. Die Übernahme der Elternrolle aus Sicht einer kritischen Theorie geschlechtsspezifischer Sozialisation

Berno Hoffmann

Welche Sozialisationsbedingungen sind gegenwärtig bei der Übernahme der Elternrolle von den Heranwachsenden zu berücksichtigen und wie werden diese Faktoren verarbeitet? Ich beziehe mich auf meinen Ansatz zu einer kritischen Theorie geschlechtsspezifischer Sozialisation (Hoffmann 1997) und interpretiere die Elternrolle als Geschlechtsrolle beziehungsweise als Geschlechtsidentität und damit die Übernahme der Elternrolle als geschlechtsspezifische Sozialisation. Da umstritten ist, welcher Wirklichkeitsaspekt mit der Kategorie der geschlechtsspezifischen Sozialisation begrifflich verfügbar gemacht wird, werde ich zuerst diese Kategorie systematisch definieren. Dann wird gezeigt, daß aus den *feministischen Jugendlichen* keine patriarchalischen Erwachsene werden. Die These der »Modernisierung des Patriarchats« wird zurückgewiesen, weil Systemimperative nicht geschlechtsspezifisch individualisierbar sind.

1. Die geschlechtsspezifische Perspektive

Ich habe einen Begriff der Geschlechtersozialisation durch eine historisch-systematische Aufbereitung des Forschungsstandes mittels dialektisch-hermeneutischer Selbstexplikation des Bewußtseins erarbeitet. Diese problemgeschichtliche Analyse, führt dazu, die Theoriebildung zur Mann- und Frauwerdung mit zwei Idealtypen zu begreifen: der »bipolaren Geschlechtersozialisation« und der »bipluralen Geschlechtersozialisation«. Während »bipolare Geschlechtersozialisation« den Geschlechtsunterschied verabsolutiert und das menschliche Subjekt negiert, bringt »biplurale Geschlechtersozialisation«, die falschen Konsequenzen aus der Kritik bipolarer Geschlechtersozialisation ziehend, das Geschlecht zum verschwinden und wird zur Anti-Geschlechtersozialisation. Als fruchtbar erweist sich hingegen der Begriff der subjekttheoretischen Geschlechtersozialisation, der die geschlechtsspezifische Theoriebildung mit der allgemeinen Sozialisationstheorie a la Geulen verbindet. Das Modell der subjekttheoretischen Geschlechtersozialisation sollte die geschlechtsspezifische Analyse anleiten; es hat folgende Charakteristika: Die psychische Mann- und Frauwerdung wird durch das Geschlechterverhältnis bedingt. Das Geschlechterverhältnis besteht aus